

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Montag, 18. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bill Haslin droht zum ersten Male.

Alles war nach Professor Grunts Wunsch gegangen. Am gleichen Tage noch hatte er seine Arbeit begonnen und hatte vier Sträflinge untersucht.

Er hatte gemessen, Tabellen ausgefüllt, Photos gemacht und in ausführlicher Fragestellung alle Dinge erfahren, die ihm zu wissen notwendig erschienen.

Um acht Uhr dreißig kam Sarrow und bat ihn, mit Rücksicht auf die streng eingehaltene Gefängnisordnung Feierabend zu machen.

„Sie kommen jetzt mit mir zum Abendessen. Mein Stellvertreter Holbrook und Dr. Farjeon sind auch dabei. Wenn Sie Lust haben, veranstalten wir nachher eine nette Bridgepartie. Holbrook spielt hinreichend, Farjeon erstklassig und ich kann die Karten auch ganz gut auf ihre Farben auseinanderhalten.“

Doch Grunt war zu müde, er verabschiedete sich zehn Minuten nach Beendigung des Mahles und ging schlafen.

Am nächsten Morgen — man schrieb den 8. April — war Professor Grunt schon um halb neun Uhr im Untersuchungszimmer, legte Meßinstrumente und Aufzeichnungen zurecht und bastelte an seiner Kamera.

Dann kamen die Aufseher Ruffel und Mantley mit seinen Opferlammern.

Von neun bis zehn Uhr hatte er Ostar Catherwood in Arbeit. Dies war der Mann, dessen mißglücktes Revolverattentat auf das Oberhausmitglied Sir Poolton seinerzeit großes Aufsehen erregt hatte. Es kostete fünf Jahre Dartmoor.

Um elf Uhr ließ Professor Grunt Bill Haslin ein.

Bill Haslin oder wie er hier hieß, Nummer dreiundsechzig büßte einen Totschlag.

Er war Ausrufer einer wandernden Jahrmartsbude gewesen. Vor drei Jahren hatte er in der Kneipe einer Londoner Vorstadt einen Mann, der ihn gehänselt hatte, mit einer Bierflasche den Schädel eingeschlagen.

Ruffel und Mantley, die im Vorraum warteten, hatten noch zwei Sträflinge für Grunt. Sie rechneten sich ungefähr aus, wie lange die Geschichte noch dauern könne.

Aber mit Bill Haslin dauerte es lange.

Es wurde zwölfte, halbeins und eins. Aus dem Untersuchungszimmer tönte immerfort das gedämpfte Sprechen des Professors und die leisen Antworten seines Studienobjektes.

Halbzwei war es, als Direktor Sarrow und Dr. Farjeon kamen, um den Professor zum Essen zu holen.

Sarrow öffnete die Tür zum Vorraum und trat ein. Der Anstaltsarzt folgte ihm.

Die beiden Aufseher und die Sträflinge sprangen auf.

„Nur noch zwei!“ brummte Sarrow anerkennend, „Professor Grunt arbeitet jetzt wie eine Maschine. Wer ist jetzt bei ihm?“

„Nummer Dreiundsechzig!“ antwortete Mantley, noch immer strammstehend.

„Ach, Bill Haslin“, murmelte Sarrow, „der ruhigste von allen. Mit dem würde ich meine Großmutter im

Urwald gemeinsam nach Schwämmen suchen lassen, ohne Böses zu befürchten. Na, wir gehen jetzt mit dem Professor essen, ihr könnt inzwischen . . .“

Der Satz sollte nie vollendet werden.

Aus dem Untersuchungszimmer scholl ein furchtbarer Schrei, der Lärm umgeworfener Stühle und ein gellender Hilferuf.

Sarrow war wie der Blitz durch die Tür. Farjeon und der Aufseher Mantley stürmten ihm nach.

Professor Grunt lag am Boden. Bill Haslin hockte kniend auf seiner Brust, hielt ihn mit der Linken am Halse fest, während er mit der Rechten eine silberweiße Metallschiene schwang.

Sarrow war mit einem Pantherstich bei ihm, riß ihn mit großem Schwung vom Boden auf und stieß ihm so kräftig in den Magen, daß er hilflos in Mantleys Arme taumelte.

Dann half Sarrow Professor Grunt auf die Beine.

Dem war nichts Ernstliches widerfahren und er bewahrte trotz der großen Erregung, die seinem Gesicht deutlich abzulesen war, die Ruhe.

Indessen hielten Mantley und der Direktor den Sträfling fest.

Dessen Augen waren weit aus den Höhlen getreten. Sein Atem ging laut und keuchend und er zitterte am ganzen Körper. Nach einigen Minuten stummer Passivität ging plötzlich wieder ein Ruck durch ihn.

Er versuchte mit aller Gewalt freizukommen und schlug wild um sich. Aber Mantley drehte ihm langsam die Hände nach hinten.

Bill Haslins Augen brannten voller Haß gegen Grunt und heiser entrang es sich dem Munde des Sträflings:

„Ich tue ihm etwas an! Ich muß ihm einen Denktettel geben . . . er soll ewig an mich denken . . .“

Dann ersticken seine Worte in wildem Schmerz. Mantley hatte ihn zum Schweigen gebracht, doch nicht für lange.

Nach einigen Sekunden überwand Haslin die Qual der nach rückwärts gedrehten Arme und knirschte haßerfüllt:

„Ich habe Zeit. Es muß nicht heute sein. Bald bin ich frei, Freundchen! Aber dann gibst du einen Denktettel! Meine Rechnung wird beglichen . . .“

Der Rest seiner Worte tauchte in einem wilden Schrei unter.

Das nächste war ein Fluch Sarrow und seine laute Kommandostimme:

„Raus mit Nummer Dreiundsechzig! Und nachmittag zum Rapport!“

Mantley schob den Sträfling zur Türe hinaus.

Professor Grunt hatte noch immer kein Wort gesprochen. Er war an den Tisch getreten, hatte Ordnung in die durcheinandergebrachten Aufzeichnungen gebracht und seine Meßinstrumente zusammengesucht.

Sarrow's Bulldoggengesicht sprühte Ärger und Zorn. „Professor! Um aller Heiligen willen, was haben Sie mit dem Mann getrieben? Das war doch das ruhigste Lamm aus meiner ganzen Bude! Bill Haslin

hat sich in den drei Jahren Dartmoor niemals auch die geringste Widersekllichkeit zuschulden kommen lassen. Jetzt tauchen Sie auf und machen ihn ganz wild!"

Sarrow war fassungslos.

Professor Grunt schüttelte den Kopf.

"Was ich mit dem Manne getrieben habe?" wiederholte er erstaunt, „nichts, gar nichts! Ich fand großes Interesse an ihm."

Sein Kopf wies alle Merkmale auf, die ich seit langem suchte. Und er war willig und gab gutmütig auf alle Fragen vernünftig Antwort. Er ließ sich ohne jedes Widerstreben messen. Dann machte ich photographische Aufnahmen von ihm, er saß da wie ein Musterknabe im Kollege und rührte sich nicht. Dann mußte ich einige Tabellen ausfüllen und stellte zwei ganz belanglose Fragen. Wieder erhielt ich klare und überlegte Antworten.

Dann plötzlich — ich sah gerade nach, ob ich noch etwas vergessen hätte — fühlte ich Gefahr und drehte mich um.

Er war noch zwei Meter von mir entfernt, aber sein Gesicht war krebsrot und seine Augen blickten unheilvoll. Er begann zu brüllen und stürzte sich auf mich . . .

Grunt schwieg eine Weile.

Langsam und überlegend sprach er weiter:

"Ich könnte darauf schwören, daß es einfach Haftpsychose war. Der Mann wird wohl seit langer Zeit zum erstenmal ein längeres Gespräch geführt haben. Da kam Verwirrung über ihn."

Professor Grunt sah Sarrow fest in die Augen.

"Ich hatte bestimmt keine Schuld an dem Vorfall, außer die, daß ich die Untersuchung zu lange ausgedehnt habe!"

Sarrow blickte zu Dr. Farjeon. Der griff nachdenklich an sein Kinn und starrte zum großen, vergitterten Fenster hinaus.

"Haftpsychose", brummte er vor sich hin, „möglich. Sagen Sie doch mal, Herr Professor, — wissen Sie noch die letzte Frage, die Sie an Bill Haslin stellten?"

Grunt sah ihn erstaunt an.

"Sie suchten einen Zusammenhang zwischen einer Frage und seiner Erregung? Sofort, Herr Kollege!"

Er kramte in den Papieren auf dem Tisch und zog endlich einen langen Zettel hervor.

"Hier, meine letzte Frage. Sie lautete: Was war der Lieblingsport Ihrer Jugend?"

Grunt sah er Farjeon an.

"Nein", sagte der Gefängnisarzt langsam, „das bringt auch keine Aufklärung. Die Frage kann mit dem Wutanfall nichts zu tun haben!"

"Nein, sicher nicht!" stimmte Grunt zu, „alle meine Fragen waren absichtlich vollkommen beziehungslos zu den Übeltaten der Sträflinge gestellt. Aber", Grunt wandte sich zu Sarrow, „es wäre frivol und gewissenlos von mir, nicht zuzugeben, daß meine ermüdende und langweilige Fragerei wirklich vielleicht Mitschuld haben kann, daß der arme Teufel seine Ruhe verlor. Den äußeren Anlaß zumindest lieferte ich bestimmt!"

Der Professor geriet in Erregung und ging auf Sarrow zu.

"Herr Direktor, ich bitte Sie jedenfalls, meine Schuld als gegeben anzunehmen und den unglücklichen Menschen nicht zu strafen. Versprechen Sie es mir!"

"Das gefällt mir von Ihnen", knurrte der Riese, „es ist das erste vernünftige Wort, das ich in meinem Leben aus dem Munde eines Gelehrten höre. Ich verspreche es Ihnen. Übrigens sollte Haslin in drei Wochen aus der Haft entlassen werden. Seine Zeit ist um. Wenn Sie aber darauf bestehen würden, daß der Mann bestraft wird, kann ihm der Rappel noch gute acht Wochen einbringen. Ich bin selig, daß ich kein Protokoll machen muß. Dienststücke sind mir verhaßter als meinem Vetter Bill in Boston die Prohibition! Gehen wir essen, meine Herren!"

Sarrow zog die beiden mit sich zur Türe hinaus. Als sie durch den Gang schritten, begegneten sie Mantley, der Bill Haslin in die Zelle gebracht hatte.

"Schon ruhiger geworden?", erkundigte sich Sarrow.

"Noch nicht ganz, Herr Direktor. Er droht noch immer."

"Was sagt er denn, Mantley?"

"Er schreit ununterbrochen, er werde — Verzeihung, Herr Direktor, dies sind seine Worte — er werde dem Hund einen Denktettel geben. In drei Wochen sei er frei und dann werde er . . ."

"Ach was, Blödsinn", unterbrach Sarrow und winkte dem Aufseher ab, „der Bursche wird heute nacht gut schlafen, morgen aufwachen und nichts mehr davon wissen."

Im Weitergehen rief er noch einmal zurück:

"Hören Sie, Mantley! Sie müssen Nummer Dreiundsechzig nicht zum Rapport schleppen. Wir haben uns die Sache überlegt!"

Professor Grunt will in die Oper gehen.

Nachmittags beendete der Professor seine Arbeit in Dartmoor.

Er packte seine Sachen zusammen und verabschiedete sich von Sarrow und Farjeon.

Er dankte für die liebenswürdige Aufnahme und erkundigte sich, ob Nummer Dreiundsechzig schon beruhigt sei.

Es hieß, Bill Haslin sei wieder einigermaßen in Ordnung. Allerdings sei er noch ein wenig verwirrt und verstört, aber ganz still und schweigsam.

Grunt atmete erleichtert auf.

Er empfing noch einmal Sarrow's Versicherung, daß Haslin keine Folgen seiner unbegreiflichen Verwirrung zu fürchten habe.

"Ich hätte auch keine ruhige Minute", sagte Grunt. Dann verstaute er seine Instrumente im Wagen und fuhr los.

In London angelangt, war sein erster Weg ins Hospital.

Sein Stellvertreter, Dr. Howard, erstattete Bericht. Grunt fand so viel Arbeit vor, daß er nicht daran denken konnte, Mary zu besuchen.

Er rief sie an, verständigte sie von seiner Rückkunft und bedauerte, daß die verdammte Spitalstätigkeit ihn nicht einmal für eine Stunde loslasse.

Von dem Zwischenfall in Dartmoor erwähnte er keine Silbe.

"Nun, Darling, da müssen wir unser Wiedersehen eben morgen feiern. Was machen die dummen Kopfschmerzen?"

Mary hatte sie noch. Aber Dr. Tringworth's Pulver linderten doch das Ärgste, sagte sie.

Auch in den nächsten Tagen und Wochen hatte Henry Grunt die Zeit nur knapp bemessen, die er mit Mary verbringen konnte. Obwohl er jede gestohlene Stunde dazu benützte, um zu ihr zu laufen.

Tagsüber das Spital und in der Nacht die wissenschaftliche Arbeit. Nur wenige Stunden Schlaf. Das war Professor Grunt's Einteilung.

Am 28. April um vier Uhr nachmittags rief Frau Peterson Mary an den Telephonapparat.

"Schnell, Mary, es ist Henry!"

Professor Grunt's Stimme klang um viele Nuancen freundiger als sonst.

"Hallo, Darling, glaubst du, daß du dich wohl genug fühlst, um in die Oper zu gehen? Man spielt heute „Ariadne auf Naxos". Seit fünf Jahren will ich dazu, aber immer kam irgend etwas dazwischen."

"Gerne, Henry. Ich fühle mich ganz wohl. Ich freue mich immer so, ins Theater zu gehen."

"Also, Mary-Mädchen, dann komme ich um viertel sieben mit der Karre, um dich abzuholen. Bye-bye, und mach dich sehr schön!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie Wolfgang fabulieren lernte.

Aus Goethes Kinderjahren.

Erzählt von Max Karl Böttcher.

Im schönen, alten Patrizierhause am Großen Hirschgraben in Frankfurt am Main war heut schlecht Wetter! Der Hausvater, Herr Dr. Johann Kaspar Goethe, Wirklicher Rat Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät, zeigte schlechteste Laune, denn der Vormittagsunterricht, den er an seine beiden Kinder Wolfgang und Cornelia höchst selbst erteilte, hatte ihn in Aufregung gebracht, weil Cornelia die italienischen Vokabeln nicht gut gelernt hatte. Da gab es Schelte und harte Worte, und weinend verließ das Mädchen das Zimmer, dann folgte der Herr Rat und schlug zornig die Türe zu. Nur Wolfgang war in der Lehrstube zurückgeblieben, stand am Fenster und schaute nachdenklich auf die Hirschgrabengasse.

Nun trat die Mutter ein, ein junges, blühendes Fräuchen, mit frohen, klugen Augen, und Wolfgang slog ihr an den Hals.

„Ach, Mutter! Der Herr Vater war heute wieder so arg streng“, klagte er, und fast kamen ihm die Tränen.

„Na, Hättschelhans, greine nur nicht! Der Herr Vater meint es ja nicht so schlimm, er will doch nur, daß ihr beiden recht viel lernen sollt.“

„Ja, ich konnte meine Lektion ganz gut, nur Cornelia wußte ein paar Vokabel nicht, und da hat der Herr Vater sie gescholten und war so zornig, daß er sie fast geschlagen hätte.“

„So — also so ist es gewesen!“ erwiderte die Mutter und ein kleiner Schatten fiel auf ihr sonniges Gemüt. Aber das währte nur wenige Augenblicke, dann hob sie Wolfgangs Kopf und sagte tröstend: „Nun sei wieder fröhlich, Bub! Heute Nachmittag ist alles vergessen, da gehst du mit Cornelia zum Frühlingsfest auf den Römerplatz! Komm, wir wollen zu Cornelia gehen und ihr freundlich zureden, damit auch sie sich wieder freut.“

„Cornelia darf ja nicht aufs Fest gehen, der Herr Vater hat es verboten, weil sie träge gewesen wäre!“

„Ach!“, machte Frau Aja, wie sich Mutter Goethe selbst gern nannte und von ihrem Freundeskreise auch so benannt wurde, und dann fuhr sie fort: „Der Herr Vater hat es verboten?! — Da will ich doch selbst gleich zu ihm gehen und Fürbitte einlegen! Gehe zu Cornelia ins Zimmer und wartet dort auf mich.“

Bald kam die Mutter, doch still und niedergedrückt, zurück und brachte die Kunde: „Der Herr Vater ist diesmal unerbittlich, Kinder! Du, Wölflin, darfst zum Frühlingsfest gehen, aber Cornelia hat Hausarrest!“ Und dabei schaute die Mutter gespannt auf Wolfgang, ihren Liebling. Der überlegte eine Weile, dann sagte er kurz und bestimmt: „Wenn Cornelia nicht gehen darf, bleibe ich auch zu Hause!“ Aber seiner Stimme merkte man es an, wie betrübt er war und daß es ein Opfer war, das er brachte. Und Cornelias Augen füllten sich mit Tränen, aber die Mutter, die im Herzen so glücklich war über die Güte ihres Jungen, sagte heiter und tröstend: „Nun seid nicht allzutraurig, Kinder! Ich weiß etwas anderes, das euch Freude macht. Ist es nicht das Frühlingsfest auf dem Römerplatz, so ist es ein gemütlicher Nachmittag bei mir im Stübchen! Ich koch' euch ein Täschlein Schokolade, habe ein paar Strickel, und dann sehen wir uns zusammen, ich erzähle euch ein langes, feines Geschichtchen, und dabei vergeßt ihr Tanz und Spaß auf dem Römerplatz.“

Hei, wie strahlten da die Kinder, und Mutter Elisabeth fiel, wie man zu sagen pflegt, ein Stein vom Herzen. Nun hatte sie die Härte des Vaters wett gemacht. Am Nachmittag — der Vater war in die Sitzung des Geheimen Rates gegangen — versammelten sich die kleinen Freunde und Freundinnen aus der Nachbarschaft in Mutter Goethes gemütlichem Zimmer. Auch die alte Frau Textor, die Großmutter, welche im Hinterhause ihr Quartier hatte, kam herbeigehumpelt, und nun hub ein Schmausen an, ein Rühern und Lachen, denn die Frau Rat war ein lustiges Fräuchen und jederzeit zu einem Späßchen aufgelegt.

Nachdem man sich genügend an den Süßigkeiten gelabt hatte, setzten sich die Kinder zurecht, Großmutter Textor kuschelte sich in den weichen Bühl ihres Polsterstuhles, und nun hub die Frau an zu erzählen. Sie war stets eine gute Erzählerin, doch an diesem Nachmittag sprudelte der Quell ihrer Phantasie ganz besonders reich. — Feuer, Wasser und Erde ließ sie aufmarschieren und zwar als Prinzessinnen, und alles, was in der Natur vorgeht, gab sie einen menschlichen Sinn. Da wurden Kämpfe und Schlachten ausgeschrieben, die Sterne waren Prinzen oder Riesen, auch Feen und Hexen und Zwerge wurden erfunden, und die kleine Kinderchar sah atemlos da und lauschte. Jung Wolfgang

aber verschlang die Mutter bald mit seinen großen, schwarzen Augen, hatte die Hände einander verschlungen, und sein Antlitz war hochrot vor Erwartung und Spannung. Wenn das Schicksal eines seiner Lieblinge in der Mär nicht recht nach seinem Sinn war, schwoß die Jörn'esaber auf seiner Stirn, und mit Mühe nur verbiß er die Tränen.

Als die wundersame Geschichte nahe dran war, den Höhepunkt zu erreichen, tat sich die Tür auf, und der Herr Kaiserliche Rat, der Vater, trat ein.

„Schön guten Abend!“ rief er gutgelaunt und fuhr fort: „Also hier finde ich die ganze Gesellschaft! Und — was sehe ich? Geschlemmt habt ihr! Hoffentlich liehet ihr mir auch etwas von den guten Bissen übrig! Und nun erzähle die Frau Mutter wohl gar noch Geschichten dazu! Das nenne ich eine harte Strafe für Cornelias nachlässigen Fleiß!“

Frau Rat war aufgestanden und ergriff die Hand ihres Mannes und sagte weich: „Mein lieber Goethe! (Damals nannten die Frauen ihre Männer nicht selten mit dem Familiennamen.) Ist nicht der Mutter schönste Pflicht, auszugleichen und zu mildern...“

„Schon gut, Elisabeth! Ich bin nicht gekommen, zu tadeln. Wie du es angeordnet, ist es schon recht! Aber nun ist es genug für heute, sonst werden die Kinder allzu aufgeregert. Unser Wolfgang hat schon ein feuerrotes Köpfchen. Geht auf eure Zimmer, Kinder! Und ihr Kleinen aus der Nachbarschaft — ihr gehet jetzt heim! Morgen könnt ihr wieder kommen, die Frau Rat wird dann das Geschichtlein zu Ende erzählen!“

Gehorsam folgten die Kinder, die Großmutter humpelte wieder in ihr Hinterhaus, und mit einem Male war es still im trauten Stübchen.

Wolfgang freilich war es gar nicht recht, so ungestüm aus dem Reiche der Fabel gerissen zu werden. Er spann, als er dann abends im Bette lag, die Geschichte weiter und weiter, und am nächsten Vormittage, noch ehe der Unterricht begann, schlüpfte er zu Großmutter Textor in das Hinterhaus und fragte: „Was denkst du, Großmutter, wie die Geschichte weitergeht?“

„Welche Geschichte denn, Hättschelhans?“

„Nein, du weißt doch! Die uns Mütterchen gestern erzählt hat und die wir heute zu Ende hören sollen.“

„Aber Wölflin, das weiß ich doch nicht, wie die Geschichte weitergeht.“

„Aber ich weiß es, Großmutter! Ich habe die halbe Nacht darüber nachgedacht.“ Und nun berichtete der kleine Wolfgang, wie er sich die Fortsetzung der Geschichte ausgemalt hatte. Seine ersten Dichterregungen waren erweckt worden, erweckt von der Mutter.

Raum war er fort, zum gemeinsamen Unterricht mit der Schwester Cornelia, da stelte die alte Frau ins Vorderhaus, suchte die Tochter, die Frau Rat, und erzählte ihr mit geheimnisvollen Tuscheln, wie sich Wolfgang die Erzählung weiter gedacht hatte.

„Ei, das ist fein! Der Junge hat eine Phantasie, die bewundernswert ist!“

„Elisabeth, glaube deiner alten Mutter: Der Wolfgang wird noch einmal etwas ganz Großes!“ sagte die Alte, und ihre müden Augen schauten sinnend in weite Fernen. Wie eine Seherin sah sie jetzt aus.

„Ach Mutter! Wenn er nur ein guter und braver Mensch wird, das wünscht mein Herz am meisten! Und hat das Schicksal beschlossen, daß er obendrein auch etwas Großes wird, so will ich doppelt glücklich sein. Und die Geschichte, die will ich nun so weiter erzählen, wie es sich Wolfgang ausgedacht hat.“

Am Nachmittage kamen die Kinder wieder in Mutters trautem Stübchen zusammen. Freilich, Schokolade und Gebäck gab es diesmal nicht, denn trotz des Reichthums im Patrizierhause gab es dort kein Wohlleben.

Und nun setzte Frau Aja ihre Erzählung fort. Dabei beobachtete sie scharf ihren Liebling, der mit glühenden Wangen und volles Erstaunen vernahm, daß die Geschichte tatsächlich so weiterspannend und so endete, wie er gehofft und gedacht hatte, und er ahnte nicht, daß er selbst Dichter war, der die Erzählung im zweiten Teile schuf, und nicht die Mutter.

Als Frau Rat geendet hatte, sprang er auf und klatschte begeistert Beifall und rief: „O Mutter, gerade so hatte ich mir den Ausgang der Geschichte gedacht! Glaubst du mir das?“

„Aber gewiß glaube ich dir, Wölflin!“ und sie zog den Jungen in ihre Arme und sagte weich: „Bleibe so, wie du bist, und werde so, wie wir erhoffen!“ Und so ging es all die Jugendjahre Wolfgang Goethes weiter.

Viele, viele Geschichtlein erzählte Mutter Goethe noch, und sie richtete es so ein, daß mitten im Erzählen abge-

brochen werden mußte und Wolfgang der Wogmann's Fortgang und Ende nach seinem Sinne weiter erzählte. Im Geheimen verriet die gute, alte Frau Legtor alsdann der Mutter, wie sich der Knabe das Märchen oder die Fabel gedacht hatte — und so erzog die kluge und gütige Frau Rat den Knaben schon in frühesten Jugend zum fabulieren. Mit Recht konnte später Deutschlands größter Dichter sagen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
des Lebens ernstes Führen,
vom Mütterchen die Frohnatur
und Lust zum fabulieren.

Das Gespenst im Schneesturm.

Wir waren an einem unheimlich stürmischen Spätnachmittag von der Prein losgezogen und wollten in der Nacht zum Karl-Ludwig-Schuphaus auf der Rax, dem beliebten Hausberg der Wiener Schneeschuhläufer, aufsteigen.

Das Wetter war für eine nächtliche Tour mit Brettern wenig einladend, denn im Tal gab es Regen, am Preinergraschke setzte Schneegestöber ein und je höher wir kamen, um so wilder wurde das weiße Treiben. Im Siebenbrunnentessel begann dann der richtige Hegenabbat. Vom Grat des Predigtstuhls heulte es wie von tausend Teufeln herunter, durch den dichten Schneesturm war nicht auf drei Schritte zu sehen — so arbeiteten wir uns, die Bretter auf den Schultern, Meter für Meter gegen den Orkan durch den steilen Karl-Graben hinauf.

Als erster mein Wetter Walter, der mit seinen zwanzig Jahren die verwehten Steigspuren tüchtig vorstapfte, dann ein Münchener Ehepaar und schließlich meine Wenigkeit. Da sich die Kerzenlaternen bei dem verräucherten Blasen als unbrauchbar erwiesen, blieben uns nur zwei elektrische Taschenlampen, die Walter und ich an der Brust befestigten. Bei der kurzen Rast, die diese Umgruppierung der Scheinwerfer erforderte, stellte Walter fest, daß wir uns schon knapp neben den Wänden des Wetterkogels befanden, über die im vergangenen Winter ein Tourist im Schneesturm abgestürzt war.

Wir stiegen dann wieder langsam weiter. Plötzlich Halt. Frau Hilde war mit einem erschrockenen Ruf stehen geblieben. Wir fragten besorgt, was los sei, aber sie gab keine Antwort, sondern wies nur gegen die Wände hinüber und wir schlossen aus ihrer atemlosen Stimme, daß sie etwas ganz Ungeöhnliches sah.

„Dort!“

Wir richteten unsere Lampen in die angegebene Richtung, konnten aber nichts entdecken. Auf unsere neuerlichen Fragen berichtete sie jetzt erschrocken, daß sie da drüben zwei funkelnde Augen gesehen habe. Zwei phosphorgrüne, große Augen, die sie anstarrten und dann plötzlich verschwanden!

Ihre Stimme zitterte bei diesem sonderbaren Bericht und sie wurde ärgerlich, als ihr Gatte und wir zwei ungläubig lachten. Walter meinte, daß seine Erzählung von dem verunglückten Touristen ihre Phantasie beeinflusst habe, aber sie versicherte hartnäckig, daß sie die beiden Augen ganz genau sah. Eine Täuschung sei unmöglich, denn sie machte uns erst darauf aufmerksam, als sie die Erscheinung schon eine Weile beobachtet hatte.

Wir wollten ihr einreden, daß sie sich doch getäuscht habe, da bei dem Geßiß des Schnees, dem Lichtschein der Laternen und einiger Phantasie eine solche Erscheinung ganz leicht möglich sei, aber sie lehnte diese Erklärung entschieden ab und war nur mit Mühe zu bewegen, die Tour bei dem gefährlichen Wetter weiter fortzusetzen.

Kaum fünfzig Meter höher wieder Halt. Aber jetzt war es nicht die Münchnerin, sondern Walter, der mit dem Stock in den Lichtkreis seiner Lampe wies und aufgeregter zu uns zurief: „Hallos! Da drüben sind die grünen Augen!“

Ich konnte zuerst nichts wahrnehmen, aber als ich neben Walter stand, erblickte auch ich die beiden unheimlichen Irlichter: Drüben von den schwarzen Wänden funkelten zwei phosphorgrüne Augen durch das Schneetreiben. Zwei übergroße, grüne Augen, die in der Luft zu schweben schienen, sich auf und ab bewegten, einen Augenblick verschwanden, wieder auftauchten und dann ebenso plötzlich unsichtbar wurden.

Es war ein grauenhafter Anblick, der durch das entfesselte Toben rings um uns noch gesteigert wurde und wir standen wie gebannt und starrten hinüber, bis Walter das bellommene Schweigen brach und leinlaut zugab, daß hier von einer Sinnestäuschung keine Rede sein könne!

Aber zu einer weiteren Debatte über diesen Bergspuk war bei dem fürchterlichen Sturm keine Zeit. Wir stapften wortlos weiter, jeder von uns rieb sich die vom Schnee verkrusteten Augen, um besser zu sehen, doch eine gute Stunde lang blieb die Erscheinung aus und Walter begann eben einen Scherz über das vermeintliche Gespenst, brach aber jäh ab und schrie zu uns zurück: Wir wußten sofort, daß er die Augen wieder sah. Aber wir

verstanden kein Wort, denn der Sturm raste heulend über den Grat herein, wir hielten uns an dem Drahtseil, das den letzten Steilhang zum Ludwigshaus hinaufführt, zogen uns so schnell als möglich hoch und sahen jetzt, ganz dicht vor Walter, die beiden grünen Augen.

Aber diesmal schwebten sie nicht frei in der Luft, sondern starrten uns drohend entgegen und gleich darauf wurde der Kopf eines riesigen Bernhardeners sichtbar, der uns mächtig anbellte! —

Nach zehn Minuten zog „Barry“ ebenso vereist wie wir in das Schuphaus ein. Wir erfuhren dann, daß diese nächtlichen Aufstiege des Hundes, der einem Förster in der Prein gehörte, nicht selten vorkamen. Sie galten der raffineren Polarhündin des Schuphauspächters und Barry ließ sich trotz der wiederholten Mißerfolge dieser anstrengenden Liebesfahrten nicht davon abhalten, bei Nacht und durch metertiefen Schnee auf die Rax hinauf zu waten.

Er mußte auch diesmal in einem Schuppen neben dem Haus übernachten, nachdem er von uns zuvor zum Dank für die befreiende Ausflutung des gespenstischen Rätsels seiner grünen Augen ausgiebig gefüttert worden war! Dr. B. J.

Ein zärtlicher Eich.

Von Paul Gipper.

In Berlin leben zur Zeit vier Eiche. Sie haben vielleicht die allerschönste Freianlage, die es in zoologischen Gärten gibt, ein mit Tannen und Eichen, mit Büschen und Bäumen bepflanzt weites Gelände, das sanft zu einer Suhle abfällt, zu einem See, in den — von der anderen Seite her — über hohe Felsblöcke ein Gebirgsbach mündet. In dieser naturhaften Landschaft schreiten nun auf hohen, silbergrauen Beimen die urweltlich anmutenden, nordischen Firsche mit den langen Pferdeköpfen und der melancholisch schönen kamelartigen Schnauze.

Sie waren sehr scheu, als sie im Frühling nach Berlin kamen, und die Eingewöhnung mußte behutlich vorgenommen werden, ja lange Zeit war vor dem Gehege eine Schutzwand aus Tannenzweigen errichtet, damit die Waldtiere nicht erschrecken vor den menschlichen Zuschauern. Jetzt trösten die Eiche unbefangen durch ihr Revier, schlafen an sonnigen Tagen im Sand am Ufer, äßen die Eichenblätter, und wir Tierfreunde dürfen hoffen, daß dieser Anblick uns dauernd erhalten bleibt, ein Anblick, den es nach meiner Kenntnis in keinem anderen zoologischen Garten der Welt mehr gibt.

Ich habe bislang nicht einen Tag versäumt, der mir die Möglichkeit bot, die Eiche zu besuchen. Und immer war die Sehnsucht in mir, einmal ganz nah bei solch einem Geschöpf zu sein, seine Körperlichkeit zu fühlen, die Distanz des trennenden Wassergrabens zu überwinden. An einem regnerischen Sommertag ließ mich der Wärter in den Futtergang, während er das Stallinnere in Ordnung brachte.

So stand ich ganz nahe bei den unter breitschirmigen Tannen wiedererkäuenden Eichen, konnte an der Bewegung der Pflanzen und des Halses den Herzschlag erkennen und die Atmung, sah die Regentropfen herunterrieseln an den Stangen des Geweihs — plötzlich stand der eine große Eich auf und kam geradewegs zu mir. Ich rührte mich nicht, hatte große Angst, daß vielleicht mein Regenmantel rascheln und das Tier erschrecken könnte. Aber der Eich blieb, schnupperte, schob sein Gesicht ans Gitter, und nach vielleicht 5 Minuten (wer weiß, wie endlos diese Zeit dauert, wenn man ohne Stäbe unbeweglich stehen bleiben muß) schob ich meine Hand in millimeter kurzen Ruden vor, den Elchnüstern entgegen.

Es wird mir nicht gelingen, die Ergriffenheit in Worten auszu- drücken, die mich erfüllte, als der große Eich plötzlich seine Stirn an meinem Handrücken rieb; erst dachte ich, es sei eine Abwehrbewegung des Tieres; aber schließlich habe ich meinen ganzen Arm um den Tierkopf geschlungen, und es konnte kein Zweifel mehr sein, wie angenehm diese Liebkosung war für den Eich. Er schnupperte, Mund, Nase, Kinnbaden und Hals an der Gummihaut meines Mantels; er drückte wollüstig seine langen Ohren in meine Finger und wählte sich so sehr in die Umarmung, daß alle losen Haare seines Felles sich auf mich übertrugen, meine Hände und mein Mantel gleich einem borstigen Pelz bedeckend. Immer wieder schnaubte das hingebungsvoll zärtliche Tiergeschöpf.

Der Wärter war inzwischen mit seiner Stallarbeit fertig geworden, und weil er weggehen wollte, nidte er mir mahnend zu. Es war sehr schwer, ein Ende zu machen, doppelt schwer, weil der Eich jenseits des Gitters mitrollte und schließlich in den Abpfergraben hinunterfiel. Ich glaube, daß ihm die Bekundung seiner Freunde nicht weniger wohlthat als mir.